



**Illustrierte Zeitschrift für unsere Jugend.**

---

**XII. Jahrg.    Prag, den 17. November 1911 (26. Cheschwan 5672).    Nr. 23.**

---

### **Inhalt:**

Theodor Blociski: Juda Makkabis Gebet.  
Ben Jehuda: 1. Buch Moses, Kap. 27, V. 17.  
R. Moses ben Maimon — Maimonides.  
Lederherz.  
Die Juden in Tripolis.

Leopold Kompert: Der erste Meridian  
Der Hofmeister und sein Bögling.  
Briefkasten.  
Übersetzungs-Aufgabe.  
Rätsel-Auflösungen.

**Erscheint jeden zweiten  
Freitag.**

**Redaktion und Administration:  
Prag II., Stephansgasse 630.**

**Bezugspreise:** Für Oesterreich-Ungarn K 5.— ganzjährig, K 2.50 halbjährig.  
— Für Deutschland Mk. 5.— — Für Rußland Rbl. 2.—. — Balkanstaaten  
Fres. 6.—. Einzelne Nummer 20 h. — Manuskripte werden nicht zurückgestellt. —  
Abdruck nur unter Quellen- u. Autorenanzeige gestattet. — Postsparkassa-Konto 52.742.

---

**Herausgeber und für die Redaktion verantwortlich: Filipp Lebenhart.**



## Kalendarium.

Samstag, den 18. November . . . . . ח' שרא

### Inhalt des Wochenabschnittes:

Abraham kauft die Höhle Machpelah und begräbt daselbst seine Frau Sarah. Er sendet seinen ersten Diener aus, um eine Frau für Isak zu suchen. Dieser trifft Rebekka am Brunnen und wählt sie zur Gemahlin für seinen jungen Herrn aus. Begegnung Rebekkas mit Isak. Ismaels Nachkommen.

Dienstag, den 21. November . . . . . א' דרש חדש כסלו

Mittwoch, den 22. November . . . . . ב' דרש חדש כסלו

Samstag, den 25. November . . . . . תולדות

### Inhalt des Wochenabschnittes:

Isaks Söhne Jakob und Esau. Isak in Gerar. Ein Streit um Brunnen. Isak wird alt und will Esau, seinen Lieblingssohn segnen. Statt ihm segnet er Jakob, der sich zu diesem Zwecke auf den Rat seiner Mutter verkleidet. Esau kommt vom Felde, wo er gejagt, zurück, erfährt was geschah und wird unwillig. Jakob flieht aus Furcht vor dem Zorne seines Bruders auf den Wunsch Rebekkas, seiner Mutter nach Padan Aram. Vorher segnet ihn Isak nochmals.


















### Wichtige Rätselaufösungen sandten ein:



(Die Namen der Rätselauföser, die gleichzeitig ü b e r s e h e r sind, tragen ein Sternchen.)

Agram: Eduard Korn\*. — Berlin: Helene Frank. — Essen a. R.: Kurt Habermann\*. — Graz: Hermine Kohn\*. — Hamburg: Konrad Glöck\*. — Karolinenthal: Gustl und Fritz Janzl. — Koffow: Josef Turteltaub. — Lemberg: Wolf Vader\*. — Moskau: Josef Morgenstern. — Pilsen: Emanuel Scheider. — Prag: Jetty Able\*, Bernhard Goldmann\*, Marie Kraus, Anny Porger. — Salzburg: Herta Lichtenstein. — Triest: Gertrud Neumann. — Wien: Marta Abeles, Elise Berger, Franz Deutsch, Ludwig Kohnen, Siegfried Reich, Ferdinand Weiss.

## Inhaltsverzeichnis der Bezugsprämie

die jedem neuen Abonnenten gratis und franko zugesendet wird sobald er die jährliche Bezugsgebühr von K 5.— entrichtet:

-  Gedichte bekannter Autoren. — Geschichtliche Aufsätze aus der jüdischen Vergangenheit. — Erzählungen aus dem Leben der Juden von einst und jetzt. — Kurze Notizen belehrenden und unterhaltenden Inhaltes, manche illustriert. — Rätsel- und Rätsel-Aufösungen. — Hebräische Uebersetzungsaufgabe. 
  -  — Bilder-Rätsel und vieles andere, was hier Raumangeis- 
  -  — — — halber nicht angeführt werden kann. — — — 
-           

 NB. Wir empfehlen die dritte Umschlagseite   
der Aufn.erkksamkeit unserer geschätzten Leser.





Nr. 23.      Prag, den 17. November 1911.      XII. Jahrg.

## Juda Makkahis Gebet.

Du hast aus meinem Frieden mich geschreckt  
Und in die Hand geschmiedet mir das Eisen!  
Nun soll die Glut, die in mir brennt und leckt,  
Die flammend auch die Schwachen aufgereckt,  
Den stolzen Feind aus unsern Gauen weisen.

Du liessest deinen Ruf an mich ergehn:  
Drauss' rast der Sturm, du sollst ihm wehren! —  
Inbrünstig send ich nun zu dir mein Flehn.  
Doeh nicht um Kraft, um Mut und Siegstrophä'n,  
Denn Kraft und Mut wird mich der Syrer lehren.

Nein! Eines nur erfleh' ich, Juda's Hört:  
Wenn ich erschau die eignen Stammesbrüder  
Sich treulos freun am nackten Griechensport,  
Und alle Heimatliebe ausgedorrt,  
Den Mund entweicht durch trunk'ne Bacchuslieder.

Wenn schauernd diese Schmach mein Aug erblickt,  
Dann gib mir Kälte, Härte wie dem Steine,  
Dass mir das Weh nicht alle Hoffnung pflückt,  
Und ich, von Seufzern nicht die Brust zerdrückt,  
Aufschluchzend sinke in den Staub und .... weine.

Theodor Zlocisti.



# 1. Buch Moses, Kap. 27, Vers 22.

„Die Stimme ist die Stimme Jakobs und die Hände sind die Hände Esaus.“

Die beiden aufeinanderfolgenden Wochenabschnitte lassen uns das Hirtenleben, welches unsere Patriarchen geführt haben, so klar schauen, daß wir es mit zu erleben glauben. Die kleinen Sorgen und Begebenheiten spielen sich in dem Kreise der Familie so menschlich einfach ab und lassen uns Menschen und nur Menschen allerdings der besten Art sehen. Wir lernen sie lieben und achten und schließen sie tief ins Herz hinein.

Der Vers, den wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt haben, gibt uns den Moment wieder, der einer Tragik nicht entbehrt. Isak wird durch Jakob getäuscht und erteilt ihm trotz seiner Zweifel den dem Esau zugedachten Segen. Und merkwürdig genug, die Worte, die der blinde Isak unserem Stammvater Jakob zugerufen, sie behielten seit jener Zeit für seine Nachkommen eine verhängnisvolle Bedeutung. Wie oft klangen süße Worte den Nachkommen Jakobs, um dann der rauhen Hand Esaus Platz zu machen.

Rom, das mächtige doch rücksichtslose Rom, hat zuerst als Verbündeter das ahnungslose Juda umschlungen und dieses glaubte den treulosen Liebesfesseln; doch später kam die rohe schonungslose Hand und zerdrückte das Volk, dessen Blut es in Strömen durchs Land fließen ließ. Und von da ab wanderte es durch alle Lande, verschwendete seine Liebe an die verschiedenen Vater-

länder, um dafür Marter und Verfolgung einzuheimsen. Ahnungslos suchten die Flüchtigen oft ihre größten Hasser auf, um Schutz bei ihnen zu heischen. Doch kaum verklang die Stimme Jakobs, da kam die bewaffnete Hand Esaus zum Vorschein und wühlte im Leibe der Getäuschten. Das Bild wiederholt sich immer wieder bis auf unsere Tage.

Ähnlich wie der Römer handelte der Araber vor mehr als zwölf Jahrhunderten, der Spanier tat dasselbe vor sechs Jahrhunderten, der Deutsche durch das ganze Mittelalter. Der Franzose und Engländer vergoß jüdisches Blut und trieb Jakobs Kinder erbarmungslos ins Schwert. Der Slawe blieb nicht zurück, er tut es sogar ungehindert noch heute.

Ungehört verhallen die Klagen der Söhne Jakobs, sie ächzen unter der Faust Esaus, ohne daß sich eine Hand zu ihrem Schutze rühren würde.

Doch der Gott, der Jakob bisher erhalten, der Gott wird es auch in alle Zukunft erhalten. Er allein hört auf die Stimme Jakobs und Er wird einst seine Kinder wieder in seinen Schutz nehmen und sie eine glückliche Zukunft erleben lassen. Und es wird dann die sanfte Stimme Jakobs nicht mit der rauhen Hand Esaus gepaart sein. Also sprechen die Tröster, die Propheten Israels.

Ben Schuda.



## R. Moses ben Maimun — Maimondes

auch Rambam genannt.

(Rabbiner, Philosoph, Fürst und Arzt.)

Am meisten gelang ihm diese Behandlungsweise bei den „Sprüchen der Väter — Abot —, die keinen Halacha Stoff enthalten und deshalb für eine philosophische Auslegung recht geeignet erscheinen.

Bald entwickelte Moses an der Hand philosophischer Forschungen eine aus 13 Artikeln — Schelisch ešra Ifarim — bestehende jüdische Glaubenslehre.

Als Saladin im Jahre 1171 in Aegypten zur Herrschaft gelangte, da verbesserte sich die Lage der dortigen Juden im allgemeinen. Auch der ärztliche Wirkungskreis Moses erweiterte sich, da er, wenn auch nicht unmittelbar beim Herrscher, so doch bei dessen Ministern und Hofleuten als Heilkünstler Vertrauen und Stellung fand.

Um das Jahr 1172 hatten die Juden in Jemen viel zu leiden, da sie, gleich ihren Glaubensgenossen in Südspanien und Afrika, zur Annahme des Schein-Mohamedanismus genötigt wurden, wobei das Auftreten eines Schwärmers als Messias die Verwirrung der Gemüter noch wesentlich steigerte. Da war es wieder der große Moses, der in einem Sendschreiben — „Iggeret Teman“ — seine Glaubensgenossen ermahnte: einerseits trotz des momentanen Zwanges in ihrem Innern dem väterlichen Glauben unverbrüchliche Treue zu bewahren, andererseits sich von messianischen Schwärmern nicht irreführen zu lassen.

Als Moses später am Hofe zu wachsendem Einflusse gelangte, war es seine erste Sorge, für die Juden in Jemen Religionsfreiheit zu erwirken, wofür diese in ihrem täglichen Gebete auch den Namen des edlen Moses ben Maimun einschalteten:

eine Auszeichnung, deren nur die babylonischen Exilarchen in ihrer Blütenperiode teilhaftig wurden.

Trotz dieser mannigfachen Leistungen und der eminenten geistigen Begabung erging es Moses Maimuni nicht besser, als seit je jedem hochtalentierten Manne, der den Mut hatte, in seinen Forschungen neue Bahnen zu betreten. Er wurde von den Talmudisten aus der alten Schule nur nach und nach als maßgebende Autorität auch auf talmudischem Gebiete anerkannt. Um das Jahr 1175 wurden an ihn auch schon von auswärts religiös-gelehrliche Anfragen gerichtet. — Unter verschiedenen Anfragen aus Tyrus um das Jahr 1177 ist folgende von Interesse:

„Ist es statthaft, einem Christen oder Mohamedaner in der heiligen Schrift Unterricht zu erteilen?“

Die Antwort Maimunis lautete wie folgt:

„Nachdem die Christen die heilige Schrift als göttlich anerkennen, so waltet gegen deren Unterricht kein Bedenken ob. Anders verhält es sich mit den Mohamedanern. Diese darf man ins Zudentum nicht einweihen, da sie die Göttlichkeit der Bibel nicht anerkennen.“

Ebenfalls im Jahre 1177 wurde R. Moses ben Maimun zum Rabbiner von Rahira ernannt. Er stand an der Spitze eines neungliedrigen Rabbinerkollegiums. Und da eröffnete sich ihm ein weites Feld segensreicher Tätigkeit. In Rahira existierte nämlich eine zahlreiche karäitische Gemeinde, an deren Spitze ein Oberhaupt mit religiöser und richterlicher Machtvollkommenheit stand, dem der Titel Fürst — Nagid — eingeräumt war. Die jüdische Gemeinde hatte im



Laufe der Zeit viele karäitische Gebräuche angenommen, auf deren Beseitigung Maimuni mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit drang. — Andererseits herrschten in der jüdischen Gemeinde auch andere Mißbräuche, die sie aus dem Islam herübergenommen haben mochte. So z. B. hatten die Juden Aegyptens einen förmlichen Wallfahrtsort. In Dimuh, unweit Fostat, in der Nähe der Pyramiden, befand sich nämlich ein Gebäude, welches sie die Moses-Synagoge nannten. Sie glaubten, daß dieselbe ursprünglich von unserem Lehrer Moses erbaut und nach der Tempelzerstörung durch Titus wieder restauriert wurde. In der Nähe dieser Synagoge befand sich ein Baum von erstaunlicher Höhe, mit immergrünem Laube und schlankem Stamme. Nach der Meinung der ägyptischen Juden soll dieser Baum aus dem „Moses-Stabe“ aufgeschossen sein. Am Wochenfeste nun pflegten die Juden Aegyptens nach Dimuh zu wallfahrten, um in der Moses-Synagoge ihre Gebete zu verrichten. Dimuh war also gleichsam ein jüdisches Mekka. Nur ein Maimun konnte in sich die Kraft fühlen, gegen

solche alteingewurzelte Mißbräuche, die, mit dem Geiste des Judentums unvereinbar, mit Erfolg anzukämpfen. Ein seltenes Beispiel edler Toleranz ist folgendes. Trotzdem Maimuni viel zu kämpfen hatte, die Einflüsse des Karäertums aus der jüdischen Gemeinde zu verbannen, sprach er sich dennoch dahin aus, daß man die Karäer, wenn sie den Talmud und seine Befenner nicht schmähen, anständig behandeln möge. Wenn der Talmud selbst gegen Heiden und Götzendiener ein freundliches Begegnen vorschreibt, um so mehr ist dies gegen solche Pflicht, die aus dem Hause Jakobs abstammen und einen einzigen Gott bekennen. Man soll die Karäiten daher in ihren Häusern besuchen, ihre Leichen bestatten, ihre Trauernden trösten und ihre Kinder in den Bund Abrahams aufnehmen. Doch darf man sie nicht zur Ergänzung der erforderlichen zehn Personen — Minjan — beim öffentlichen Gottesdienste zuziehen. Auch während der von ihnen selbst erfundenen Festtage sollte man sich von ihnen fernhalten.

(Schluß folgt.)

## Federherz.

(Aus: Berthold Auerbachs „Zur guten Stunde“.)

Ich erinnere mich gern, daß es mir einmal beschieden war, mit freiem Gemüte und in ganzer Liebe einem Andersgläubigen hilfreich zu sein.

Die Hausierer und Trödler sterben in unseren Tagen aus. Seitdem wir Eisenbahnen haben, holt sich jeder, was er bedarf, aus den stehenden großen Magazinen. Ehedem aber war solch ein Hausierer, bei dem alles zu haben und alles anzubringen war, eine eigentümliche Figur im Dorfe. Jedermann kannte ihn, und er blieb doch immer ein Fremder.

Als ich in Waldhausen Pfarrer war, hatten wir solch einen Hausierer, der fünf Tage in der Woche im Dorfe daheim war, ohne sich je ansässig zu machen. Sein Heimatort war acht Stunden von uns entfernt, und in der Regel war er schon Sonntag in der Frühe bei uns; er wanderte die Nacht hindurch mit seinem schweren Quersack den weiten Weg. Er hatte nichts Zudringliches, und ich erinnerte mich bei ihm gern eines Wortes, das einst bei unseren Landständen ausgesprochen wurde. Es war da viel davon die Rede, wie ge-



fährlich die Hausierer seien, wie sie die Menschen zum Ankauf von Dingen verleiten, deren sie nicht bedürfen, und da sagte ein alter, trockener wigiger Professor: „Zawohl, ich kenne die Gefährlichkeit dieser Wegelagerer auch. Ich gehe einmal vom Kollegium nach Hause, und da hält mich am hellen Tage auf offener Straße solch ein Wegelagerer von Hausierer an und fragt mich: „Nichts zu handeln?“ Ich sage: Nein, und... da war die Gefahr vorbei.“

Unser Hausierer war ein Jude mit Namen Herz oder Hirz, was eigentlich Hirsch heißt; jedermann aber kannte ihn unter dem Namen Lederherz. In meinem Dorfe war es nämlich der Brauch, daß die Bauern sich große Spangen Sohlleder kauften, um benötigtenfalls beim Schuster zur frischen Besohlung Stücke aus der Spange ausschneiden zu lassen. Der Lederherz lieferte den Vorrat, und dazu trug er noch sein Schild mit sich herum; denn die Ellenbogen seines Rockes waren mit Lederstücken besetzt, in Herzform ausgeschnitten.

Ich war bald ein Jahr im Dorfe, der Lederherz hatte nie versucht, irgendein Geschäft mit mir zu machen. Meiner Frau kaufte er indessen die Federn von unseren Gänsen ab, und sie machte auch zuweilen einen Tauschhandel mit ihm, wobei sie oftmals seine Redlichkeit und Klugheit rühmte und mir auch von seinen Lebensverhältnissen erzählte. Er war der älteste von vier Geschwistern und hatte, wie er sagte, „das Heiraten versäumt“; denn er mußte für die anderen sorgen, denen er aus seinem Erwerbe zur Begründung eines Hausstandes verhalf. Jetzt, sagte er, habe ers leicht, denn er habe nur noch seine alte, bald achtzigjährige Mutter zu ernähren.

Erst im zweiten Winter wurde ich selbst mit ihm bekannt. Er war auf die Bedürfnisse aller Menschen bedacht, und so brachte er mir hohe Selbststiefel, die ich jetzt noch habe.

Er erklärte mir mit klugem und gutherzigem Lächeln, daß ich die Stiefel haben müsse, wenn ich im strengen Winter ins Nachbardorf oder nach den entfernten Bauernhöfen zu Krankenbesuchen fahre. Er trank bei uns eine Tasse Kaffee — eine andere Speise nahm er nicht — und ich gewährte es ihm gern, daß er dabei sein schwarzes Samtkäppchen aufsetzte. Ich bezahlte ihm den Kaufpreis für die Stiefel sogleich bar; er sagte, das habe ja nicht solche Eile, aber ein eigener Glanz trat in sein großes, dunkles Auge, als ich ihm das Geld darreichte und dabei in hebräischer Sprache den Vers 14 und 15 aus 5. Buch Moses Kapitel 24 sprach: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten; er sei von deinen Brüdern oder von den Fremdlingen, die in deinen Toren sind. An demselben Tage sollst du ihm seinen Lohn geben, und es soll die Sonne nicht darüber untergehen.“

Der Lederherz war eine lange, knochenstarke Gestalt; man sah ihm aber an, daß er sich schlecht nährte. Denn sechs Tage in der Woche lebte er fast nur von Brot, Kaffee und Kartoffeln, nur selten gönnte er sich eine Eier- oder Mehlspeise, die er bei seinem Gastfreunde, dem Schuster Lipp, in eigenem Geschirr selbst bereitete. Mit dem Schuster Lipp lebte er in inniger Freundschaft, die sich aber auch in beständigen Redereien und Religionsstreitigkeiten kundgab. Der Schuster Lipp war ein Schriftgrübler und suchte seinen Freund zum christlichen Glauben zu bekehren; aber der Lederherz hielt ihm tapfer Stand, und seine gewöhnliche Entgegnung war: „Das wenigstens könnt ihr uns nicht vorwerfen, daß wir je einen Andersgläubigen zu bekehren suchen.“

Es war in meinem letzten Winter in Waldhausen, wir hatten fast drei Monate ohne Unterbrechung steife Kälte, der Lederherz kam seit zwei



Wochen nicht ins Dorf, man vermisse ihn allgemein, und es hieß, er müsse schwer krank oder gar schon gestorben sein. Lipp sagte, wenn er auch diese Woche nicht käme, so wandle er nach seinem Heimatdorfe. Am ersten Sonntag nach Neujahr kam aber der Lederherz und schleppte sich mühsam mit seinem Pack bis zum Hause seines Gastfreundes. Keuchend sagte er: „Ich hätte daheim bleiben sollen; aber Gottlob, daß ich bei dir bin, Lipp!“

Der Lederherz sah noch abgehärmt aus als sonst, und auf der linken Seite war die Batte seines Rockes gewaltsam zerrissen. Lipp wußte, daß das ein Trauerzeichen sei, und Lederherz berichtete, daß seine Mutter gestorben und er deswegen nicht gekommen sei. „Und jetzt bin ich selber schwer krank,“ klagte er. „Das war mein letzter Gang. Nun denn in Gottes Namen! Wenn ich draußen sterben soll und nicht daheim, sterbe ich am liebsten bei dir. Ich fürchte, ich höre morgen deinen Hahn nicht mehr krähen. Schick sogleich einen Boten nach meinem Dorf. Mein Bruder und wer sonst noch will und kann, soll zu mir kommen und bei mir sein, wenn ich sterbe.“ Der Schuster Lipp suchte ihm seine Angstlichkeit auszureden und scherzte darüber, tat aber doch schnell alles, um es dem Gastfreunde so behaglich wie möglich zu machen. Das einzige Bett, das in der Wärme stand, das Himmelbett in der Stube für die Großmutter, wurde ihm eingeräumt, und bald schnatterte Lederherz, vom Fieber geschüttelt. Der Arzt kam glücklicherweise gerade ins Dorf, er besuchte den Kranken, und beim Weggehen, als Lipp kummervoll fragte, zuckte er die Achseln. Lipp wurde leichenblaß; aber zum Kranken zurückgekehrt, tat er sorglos und suchte ihn aufzumuntern.

„Ich habe heute noch nicht gebetet,“ klagte der Kranke, „du weißt, wie ich meine Gebetriemen anlege;

hilf mir, ich kann mich nicht regen.“ Lipp half dem Kranken die Gebetriemen um die Stirn und den linken Arm legen und sagte endlich lächelnd: „So, jetzt kannst du besser kutschieren.“ Mit schwacher Stimme wehrte der Kranke ab: „Mach jetzt keinen Spaß. Tu das nicht, du versündigst dich. Ich nehme dir's aber nicht übel. Da, gib mir die Hand, und ich bitte dich, verzeih mir auch alles, was ich dir je zu Leid getan oder geredet, und wenn mich mein Bruder und die anderen nicht mehr am Leben treffen, sag ihnen, daß ich allen verzeihen habe... wenn sie mir wesentlich oder unwissentlich etwas Böses getan... sie sollen auch mir verzeihen...“

Er murmelte leise Gebete vor sich hin, dann rief er, wie irre redend, seinen Bruder: „Gib das Gebetbuch und sag mir das Sch'mah! Das Sch'mah will ich hören! Das Sch'mah!“ Dem Lipp wurde angst und bang, als der Lederherz nun immer heftiger schrie: „Warum sagst du nichts? Sag das Sch'mah! Ist denn keiner, der mir die Liebe antun will? Seid ihr alle stumm und blind?“

Angstvoll kam der Lipp zu mir ins Pfarrhaus und erzählte alles. „Und was will er denn nur mit dem Sch'mah?“ fragte er zitternd. Ich erklärte ihm, daß das die Verse 4 bis 8 im 5. Buch Mose bedeutet. Diese Worte enthalten das Glaubensbekenntnis, und mit diesen Worten auf den Lippen hauchen sie gläubig ihren letzten Atem aus.

„Was sollen wir tun?“ fragte Lipp.

„Was wir tun können,“ antwortete ich, nahm meine hebräische Bibel, suchte die Stelle und begleitete Lipp nach Hause. Als ich eintrat, rief der Kranke: „Kommt Ihr? Ich bin bereit!“

Ich begann nun die Worte: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Gott. Und du sollst den



Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller Kraft..."

Als ich dies in hebräischer Sprache laut las, sah mich der Lederherz groß an, mit jenem wunderbar strahlendem Blicke, in dem das Menschenauge nur in der Todesstunde erglänzt.

Ich weiß nicht, ob er mich erkannte, aber kaum hatte ich die ersten Worte gesprochen, als er einfiel und mit erschütternder Stimme die Worte nachsprach, und wenn ich innehielt, winkte er, daß ich fortfahren sollte, und ich wiederholte es fort und fort... Mit dem Worte „Adonai“ (Gott) hauchte er seinen letzten Atem

aus, und ich drückte ihm die Augen zu...

Ich glaube, daß ich nie getreuer ein Diener am Worte und im Geiste der Liebe gewesen bin, als jetzt, da ich einem Juden in der letzten Lebensstunde sein Gebet verrichten half.

Spät in der Nacht kamen der Bruder und eine Schwester des Verstorbenen und mit ihnen noch zwei Männer aus seinem Dorfe. Lipp erzählte ihnen, wie der Lederherz gestorben sei, und sie kamen zu mir und dankten mir unter Weinen. Als sie am Morgen mit der Leiche davonfuhren, gab ich aus Freundschaft mit dem Lipp dem Verstorbenen das Geleite bis an die Grenze unserer Gemarkung.

## Die Juden in Tripolis.

Wir haben jüngst eine Schilderung des Lebens der Juden im Lande Tripolis gebracht. Diesmal soll hier eine solche aus der Stadt selbst Raum finden.

J. Cipollini plaudert im Mailänder „Secolo“: Der Stadtteil, in dem die Juden wohnen, heißt „Hara“ und ist in kleine und große „Hara“ — „Hara saghira“ und „Hara ghehira“ — geteilt. Die beiden „Hara“ liegen nahe beieinander und bilden das Zentrum von Tripolis, das durch ein erst jüngst geöffneter Tor der alten Stadtmauer im Südwesten der Stadt, Bab-el-dscheſu, mit dem freien Felde in Verbindung steht. Die „Hara“ ist ein Gewirr von Gäßchen und gewundenen Sackgassen, in dem, wie in einem großen Bienenstock, eine starke, durch Glaubens- und Verwandtschaftsbande eng aneinander gekettete Menschenmasse lebt, ein Völkchen, das arbeitssam und fleißig ist wie die Bienen und sparsam und wirtschaftlich wie die Ameisen. „Ich habe,“ schreibt Cipollini, „die Judenstadt einigemal besucht, bei Tag

und bei Nacht, und diese Besuche haben mich jedesmal mit respektvollem Mitleid und tiefer Traurigkeit erfüllt. Die „Hara“ ist eine wahre Katakombenstadt, in der die Bande des Blutes und der Stammeszugehörigkeit noch heute Geltung haben. Die Familien leben mit ihren Tausenden von Familienmitgliedern in niedrigen, finsternen, feuchten Zimmerchen, und sie tragen ihr Elend und ihren Jammer mit bewundernswerter Ergebung, im Vertrauen auf die prophezeite Wiedererstehung Israels; sie unterstützen sich gegenseitig, halten fest zu einander und sind beinahe stolz auf die Verachtung, mit der der Muselman sie behandelt. Die Zahl der kleinen Kramläden in der „Hara“ läßt sich kaum angeben; man muß sich, wenn man zu ihnen gelangen will, durch Berge von Gemüse, Körbe mit Fischen, Bänke mit safranengelbem Brot, Schragen mit blutrotem Lammfleisch durchwinden, da alle Waren mitten auf der Straße stehen oder liegen. Das ist ein Stoßen und Drängen, ein Fluchen, Lachen und



Schreien, ein Gemisch von tausend widerlichen Düften, und darüber breitet sich — sozusagen in ironischem Gegensatz zu diesem nicht besonders erfreulichen Schauspiel — die herrliche Bläue des tripolitaniſchen Himmels.

Es gibt in Tripolis mehrere Synagogen, die zum Teil von der „Alliance Israélite“ unterstützt werden; die Alliance unterhält auch Schulen, einen Wohltätigkeitsverein, deſſen Mittel vernehmlich armen Kranken zugute kommen, eine Talmud Thora-Schule u. a. Alle Synagogen ſtehen unter der Oberleitung eines Großrabbiners, der beinahe die Bedeutung einer hohen Staatsperſon hat und aus eigener Machtvollkommenheit Steuern erheben und Strafen verhängen darf.

Ihrer Ueberzeugung nach ſind die Juden von Tripolis zum größten Teile Italiener, Franzoſen und Türken. Die letzteren ſind gegenwärtig auf die Italiener natürlich nicht gut zu ſprechen; ſie geben an Patriotismus den Jungtürken nichts nach und haben unlängſt ein in hebräiſcher

Sprache redigiertes Blatt mit dem Titel „Die Dardanellen“ gegründet. Das hindert ſie aber nicht, ihre Kinder in die italieniſchen Schulen zu ſchicken und die Sprache Dantes wird in der ganzen „Hara“ verſtanden und auch in dem vollſtändig jüdiſchen Dertchen Amruſ, das etwa eine Stunde von Tripolis entfernt iſt und deſſen Bewohner durchweg Schmiede oder Landwirte ſind.

In Tripolis ſelbſt iſt das jüdiſche Element aber auch in den höheren Geſellſchaftsklaſſen vertreten: es gibt ſehr reiche jüdiſche Kaufleute und Juden, die in hohem Anſehen ſtehen und hervorragende Stellungen einnehmen. Der Commendatore Labi, der früher Deutschlands Konſul in Tripolis war, iſt ein Jude; Juden ſind die Familien der Haſſan, Rahum, Arbib, die ſich weit und breit der höchſten Achtung erfreuen; Jude iſt der Ritter Paggi, der dem italieniſchen Schulweſen in Tripolis vorſteht; Jude iſt ferner der Herausgeber und Leiter des „Eco di Tripoli“, des einzigen italieniſchen Blattes der Kolonie.

## Der erſte Meridian.

Von Leopold Kompert.

„Der Moïſ!“

Jedesmal, wenn ich meine gewohnte Sommerfriſche in dem reizenden Gebirgsdörfchen aufſuchte, das hart neben der gewaltigen Eiſenſtraße ſich hinzieht, die unmittelbar nach Italien führt, lautete nach den erſten Begrüßungen der Wirtsleute meine Frage:

„Und der Moïſ? Wie geht es dem Moïſ?“

„Dem Moïſ? Dank für die Nachfrage! Der Moïſ, der ſitzt noch immer bei der Schule!“

Nur das leztemal, als ich wieder hinauskam, erhielt ich eine andere Antwort... eine jener Antworten, deren Sinn man, ohne daß man ein

weiteres Wort darüber verliert, ſogleich aus einer gewiſſen Handbewegung oder einem bloßen Zucken der Lippen errät.

„Der Moïſ“ war alſo tot!

Hörſt du ſtill und hörſt du leiſe, denn die kleine Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, verdient, daß man ſie gleichſam mit angehaltenem Atem in ſich aufnehme, trotzdem es nur der „Moïſ“, ein einfältiger Knabe iſt, von dem ſie berichtet.

Weit und breit konnte man kein ſchöneres Schulhaus finden, als mein reizendes Gebirgsdörfchen an der Eiſenbahn beſaß. Man hatte ſeine Freude daran, ſchon wenn es einem aus der Ferne entgegentrat. Es ſtand frei



nach allen vier Seiten, und die vielen blanken Fenster, mit denen es ausschaute, begrüßten einen wie lauter Kinderaugen, denen von der Hand der Mutter am frühen Morgen der Schlaf frisch und rein fortgewaschen worden. Rings um die Schule zog sich ein gut gehaltener Garten, mit allerlei Haus- und Zierpflanzen aufs beste besetzt, und nur ein paar Schritte jenseits desselben jagte das eilige Dampfroß vorüber, so daß die Kinder einen doppelten Ausblick hatten: auf das Gärtlein und auf das stolzeste Geschenk des nimmer müden Menschengewisses, womit dieser sich selbst besichert hat. Die Schule unseres Gebirgsdorfes war aber auch nicht so leicht ins Leben gekommen. Bis sie da stand, festgefügt vom Dachfirste bis zum Kellerloche, mit allem und jedem, was dazu gehörte, daß sie auch einer „ordentlichen Schule“ keine Schande machte, waren viele, viele Jahre vergangen; Geld und Gut, Mühen und Opfer waren nicht gescheut worden, und sogar ins Schuldenmachen hatten sich unsere Bauern gestürzt, nur damit es nicht heiße: die Nachbarn in P. hätten ihre Schule um so viel früher unter Dach gebracht; sie aber stünden noch beim A. Denn es ist eine wunderbar erfreuliche Tatsache unserer Tage, daß in dieser Beziehung unsere sonst übel beleumundeten Gebirgsdörfer einen Ehrgeiz entfalten, der dem in der Ebene um nichts nachsteht.

Als nun unsere Schule „fix“ und fertig da stand — es war sogar ein großer Erdglobus angeschafft worden, und der messingene Reifen des ersten Meridians glänzte und funkelte daran so prächtig — da freute sich niemand darüber so kindisch, als eben unser Alois!

Denn der Alois war selbst noch ein Kind, freilich ein zurückgebliebenes! Er zählte schon über neunzehn Jahre, war dabei groß und stark, nur daß er ein noch ganz

hartloses Gesicht hatte. Er litt „am Kopfe“, sagten die Bauern, was auch ganz richtig war; man hielt ihn jedoch für ungefährlich, weil er niemandem etwas zuzufügen tat. Eine jener armen, verkommenen Menschenpflanzen, wie sie namentlich in unseren Gebirgsdörfern noch immer vorkommen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wozu und warum sie überhaupt „gedeihen“. Muß es verkümmerte Menschen geben, wie es verkümmerte Bäume gibt? und warum? Doch über diesen Punkt macht vieles Nachdenken bekanntlich selber — Kopfwahl!

Und dennoch war der Alois nicht immer so geartet gewesen. Was ich über ihn zu erfahren imstande war, ist beiläufig folgendes:

Bis zu seinem zwölften Lebensjahre gehörte der Alois zu den aufgewecktesten und fleißigsten Knaben der „alten“ Schule, wie das bausällige Gerümpel, das jetzt vom Erdboden verschwunden ist, zum Unterschiede von der „neuen“, prächtigen hieß. Seiner Anlagen wegen hatten ihn seine Eltern, wohlhabende Bauersleute, deren einziges Kind er war, für den geistlichen Stand bestimmt; man sagt, die Bäuerin habe stets die „Primiz“ ihres jungen Priesters vor Augen gehabt, und dann, wie schön das sein werde, wenn einmal der Alois ihre und des Vaters goldene Hochzeit noch einmal werde einsegnen, was doch so außerordentlich selten geschieht. Aber es kam in keiner Weise dazu.

Eines Tages nämlich, es war im Hochsommer, die Leute befanden sich größtenteils auf den Feldern, auch die Eltern unseres Alois, ja sogar der „Herr Lehrer“, der eine kleine Wirtschaft nebenbei betrieb. Da geschah mit dem Alois ein großes Unglück. Die alte Schule war an diesem Tage geschlossen; dennoch mußte sich jemand, auf den man nicht geachtet, in die, besonders heute, dunkle Schulstube geschlichen haben. Denn plötz-



lich hörte die alte Magd Kreszenz, die die jüngsten Kinder des „Fuchsbauern“ zu Hause hüten mußte, einen durchdringenden Schrei, unmittelbar aus dem Schulhause... Da sie aber weiter nichts vernahm und die Kinder ihrer Aufsicht nicht enttraten konnten, beruhigte sie sich dabei und blieb. Spät gegen Abend kehrte der „Herr Lehrer“ vom Felde heim. Da fand er den armen Alois, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, mitten in der großen Schulstube unfern des großen Kastens, worin die „Utenzilien“ der Schüler aufbewahrt wurden, entseelt liegen... Mit vieler Mühe brachte der Lehrer den Knaben so weit zum Leben, daß er ihn seinen entsehten Eltern nach Hause bringen konnte...

Seit jener Zeit mußte die arme Mutter des Knaben all ihren Träumen und Hoffnungen von der künftigen Größe und Pracht, von „Primiz“ und „goldener Hochzeit“ für immer entsagen...

Der Alois litt seither „am Kopfe“.

Aber noch manches Jahr nachher jann man dem Unglücke des armen Knaben, wie einem schweren Rätsel, nach, zu dessen Lösung der Schlüssel verloren wurde. Wie? und warum war der Alois so heimlich in die Schulstube gelangt? Was mochte ihn so gewalttätig wie ein Räuber angefaßt haben, daß er vom Schrecken so gar nicht mehr zu sich selbst kam?

Derjenige, der die beste Auskunft erteilt hätte — schwieg. Der Alois wußte von gar nichts.

Er hatte alles vergessen!

Hörte man den „Herrn“ Lehrer, so sprach neben allem Mitleid ein gewisser Groll, eine gewisse Bitterkeit gegen den Knaben aus ihm. Er hatte bemerkt, daß der Alois, der überhaupt zu seinen besten und fähigsten Schülern zählte, sich insbesondere für die große Wandkarte, worauf die beiden Erdkugeln in schöner Farbe prangten, interessierte. Um ihm eine

Freude zu machen, hatte ihm der Herr Lehrer wenige Tage zuvor erlaubt, das schöne „Bild“ von der Wand herabzunehmen, an welcher es über dem Kasten hing, um es allen Gefährdungen durch die Schuljugend zu entziehen. Das war nach der Unterrichtsstunde geschehen; der Alois aber, nachdem er eine geraume Weile sich an der Karte erlustigt, habe inständig gebeten, sie nach Hause nehmen zu dürfen, weil er mit dem Anschauen noch nicht „fertig“ geworden. Diese Bitte aber mußte der Herr Lehrer entschieden verweigern. Ob sich nicht darum der Knabe, als alles abwesend gewesen, heimlich eingeschlichen, auf den Kasten gestiegen und, durch ein plötzliches Geräusch erschreckt, des Gleichgewichtes verlustig geworden sei? Man kenne ja die „jegige“ Jugend. Der Alois mochte vielleicht ein Schelmenstücklein mit der Wandkarte vorbereitet haben, aus Mergel darüber, daß er ihm nicht erlaubt hatte, sie nach Hause mitzunehmen, und noch anderes mehr.

Dazu schüttelte die arme Mutter des Alois wehmütig den Kopf. Ihr Knabe? und böshaft? Die Heimlichkeit des Einschleichens mußte sie allerdings zugeben; aber warum und wozu? Darüber hatte sie ihre eigenen Gedanken, die sie gegen niemanden aussprach.

So war es gekommen, daß der Knabe bis aufs Essen, Trinken und Schlafen, das ihm von nun an auch vortrefflich bekam, alles, alles vergessen hatte, zumal das „schöne Lernen“, den Stolz und die Freude seiner Eltern!

Eines darf nicht übersehen werden. Das Sprechen nämlich hatte der Alois durchaus nicht verlernt; aber „es gab nichts aus“, wie man zu sagen pflegt. Ueber das Benennen der gewöhnlichsten Bedürfnisse, also über den engsten Kreis eines gebundenen Seelenlebens, ging oder schien vielmehr sein Denken und Fühlen nicht hinauszureichen.



Es gibt Uhren, die infolge eines inneren Schadens plötzlich den Ton ihres Schlagwerkes einbüßen; nur manchmal ganz unvermutet, so daß es fast gespensterhaft erklingt, ertönen mit einemmal zwei, drei, auch mehrere Schläge, um dann wieder auf längere Zeit gänzlich zu verstummen. Dieser unvermutet hervorbrechende Ton kam auch zuweilen bei dem einfältigen Knaben in der Gestalt eines Begriffes zum Vorschein, den er gewissermaßen festgehalten hatte und nicht mehr fallen ließ, seitdem er den entsetzlichen Fall getan. Alles nämlich, was eine, wenn auch nur annähernde Ähnlichkeit mit der Gestalt eines Bildes hatte, erregte seine Aufmerksamkeit und brachte seine Lippen zum Sprechen; aber auch die Mappen der Schulkinder, ihre Bücher und Schreibtische erschienen ihm in dieser Form, so daß es klar war, dieser Begriff sei der letzte gewesen, der klar und mit Bestimmtheit in ihm geklungen hatte, als das Schlagwerk seines Gedankenlebens noch geordnet tönte. Ich weiß nicht, ob es dieses allein war; aber seine Mutter behauptete stets, in ihrem Moïz stecke, trotzdem er „am Kopfe“ leide, mehr Verstand und Klugheit als in der ganzen „Gemeinde“, und eines Tages werde er dem Dorfe zeigen, daß sie alle ganz beschämt dastehen würden!

Auf dem Lande, wie überhaupt unter sogenannten unstudierten Leuten hat man wenig Neigung, die geheimen Vorgänge eines dermaßen gestörten Seelenlebens zu beobachten. . . . Was nützte es, daß man zuweilen nach langen Unterbrechungen urplötzlich jenen Ton vernahm, gleichsam zum Beweise, daß selbst dieser eine auf ein gewisses Erinnerungswesen hindeutete? Die Uhr hatte dennoch ihr Schlagwerk eingebüßt.

Da kam ein Ereignis, nicht nur für das Dorf, sondern auch für den armen Moïz.

Die alte Schule, in deren Baufälligkeit, wie wir wissen, das große Unglück des armen Moïz geboren worden war, war abgerissen worden; aus ihren Trümmern erstand die neue. Schien der einfältige Knabe den Sinn und die Bedeutung des neuen Baues begriffen zu haben? Auch das weiß ich nicht; nur das erzählten sie mir auf vieles Anfragen und Antupfen, daß der Moïz, seitdem man Hand an die neue Schule gelegt hatte, von dem Bauplatze nicht zu entfernen gewesen. Auch auf diesen Umstand legten die Leute weiter kein Gewicht; hatte denn einer, der am Kopfe litt, etwas Besseres zu tun, als müßig herumzulungern? So sah man ihn denn von frühmorgens bis zur späten Feierstunde auf einem der umherliegenden Balken sitzen, allem Anscheine nach den Fortschritten der Maurer und Zimmerleute mit Aufmerksamkeit folgend. Nur zur Mittagszeit, wenn auch die anderen Werkleute davongingen, folgte er der Mahnung der Glocke, die ihn an den Tisch seiner Eltern rief. Sonst verriet nichts an seinem ganzen Wesen, daß etwas Außerordentliches in ihm vorging. Der Moïz hatte nun eine Beschäftigung gefunden, worüber sich namentlich seine Mutter sehr freute.

Endlich war die neue Schule von oben bis unten fertig; fast zwei Jahre waren darüber ins Land gegangen. Während dieser ganzen Zeit hatte der einfältige Knabe auch nicht einen Tag auf dem Bauplatze geseht; es schien, als stelle er den Wächter oder eine Art freiwilligen Inspektors vor, damit auch alles in Ordnung und nach der Regel aufgeführt werde. Schmuck und blank, wie eine aus ihrer borstigen Hülse geschälte Kastanie stand sie da, und ihre vielen Fenster spiegelten sich im Lichte des Tages! Nur an der inneren Einrichtung fehlte noch so manches, obwohl die Bänke längst ihrer Bestimmung harreten.

(Fortsetzung folgt.)



## Der Hofmeister und sein Bögling.

Es war gegen Mittag, die Sonne hatte sich aus den die Erde bedeckenden Nebeln hervorgearbeitet und beschien mit ihren goldenen Strahlen die herbstliche Landschaft. Unsere Freunde, Jakob Rahn und Alfred, entschlossen sich, einen Spaziergang in die Umgebung der Stadt zu machen. Sie gelangten zu einem freien Plage, auf welchem die heranwachsende Jugend sich mit einem Ballspiele unterhielt. Unsere Freunde Abbieben stehen und schauten der tollenden Jugend zu. Der Ball, von kräftigen Muskeln angestoßen, beschrieb weite Bogen in der Luft und so mancher Stoß erregte die Bewunderung Alfreds. Der Zufall wollte es, daß einmal der Ball knapp vor Alfred zu Boden fiel. Unwillkürlich hob er ihn auf und warf ihn unter die Spielenden. Kaum, daß er dies getan hat, sprang einer derselben zu ihm hin und schrie: „Was habt Ihr Juden mit unserem Spiele zu schaffen? Gehet weiter und mischt Euch nicht zwischen uns.“ Wenn sich vor Alfred ein Abgrund geöffnet hätte, wäre er nicht mehr erschrocken gewesen, als durch diese ihm zugeschlenderten Worte. Er wurde bleich, ballte die Faust und holte zum Schlage aus. Rahn jedoch, als er dieses sah, ergriff seinen Arm und sprach: „Nur gemach, mein Freund, nicht so heftig!“ Alfred, ärgerlich über das Vorgehen Rahns, wollte seinen Arm freimachen, und unwillig rief er aus: „Warum halten Sie mich zurück, diesen Buben zu züchtigen, des Schimpfes halber, welchen er uns angetan hat.“

Rahn achtete nicht auf den Unmut seines Bögling und zog ihn aus dem sich um sie bildenden Gewirre. Kaum, daß sie heraus waren, sprach Rahn: „So habe ich Sie noch nicht gesehen. Was fällt Ihnen denn ein, als einzelner gegen so viele aufzutreten

zu wollen und noch dazu auf solche Art.“ „Und wenn es ihrer noch viel mehr wären, hätte ich nicht gezögert, den Schlag zu führen,“ entgegnete Alfred, „um so mehr, als mir keine andere Züchtigungsart zu Gebote stand.“

„Das freut mich unendlich, daß Sie Mut haben und sich selbst gegen eine Uebermacht zur Wehre setzen. Bleiben Sie immer so und Sie werden sich Achtung bei Ihren Gegnern verschaffen. Nie darf es jedoch die brutale Kraft des Armes sein, sondern die Macht des Wortes, welche Sie in ähnlichen Fällen benützen müssen!“ sagte ernst Rahn. „Einen anderen Punkt aber müssen wir klar stellen. Sie sprachen, lieber Freund, von einem Schimpf, der uns entgegengeschleudert wurde, und als diesen betrachten Sie den Namen ‚Juden!‘“

„Gewiß,“ entgegnete Alfred.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Rahn, wie Sie dabei so ganz kühl bleiben konnten und mich noch zückhielten, Rache dafür zu nehmen.“

„Ist Ihnen, lieber Alfred, noch nie Aehnliches zugekommen?“ „Rein! Es ist das erstemal, daß ich mich gegen das Schimpfwort ‚Jude‘ zu wehren hatte.“

„Wir haben noch eine geraume Zeit zur Verfügung und diese werden wir dazu benützen, Wichtiges miteinander zu besprechen,“ sprach Rahn. „Von meiner Jugend auf weiß ich mich zu erinnern, daß man mich Jude nannte. Auch mich verdroß es. Nun aber bekam ich einen Lehrer, der es verstand, mich darüber zu belehren und ich beschloß, wenn ich selbst in die Lage kommen sollte, als Lehrer zu wirken, auf dieselbe Weise meine Schüler zu belehren. Nun bietet sich mir eine willkommene Gelegenheit, dies zu tun. Also, lieber Alfred, Sie betrachten das Wort ‚Jude‘ als Schimpfwort. Was ist in diesem



Namen Unehrenhaftes oder Schimpfliches? Wenn einem einzelnen oder einer Gemeinschaft der Name, den Sie von der Geschichte erhalten, als Schimpf ausgelegt wird, so ist es an dieser selbst gelegen, diesen Namen wieder zur Achtung und Ehre zu verhelfen und das kann nur dann geschehen, wenn die Gemeinschaft selbst als erste ihn nicht als Schimpf betrachtet."

"Das wäre, Herr Rahn, alles sehr schön. Nun aber bin ich doch meines Wissens kein Jude."

"Sind Sie denn Christ?" fragte Rahn.

"Auch davon weiß ich nichts," entgegnete Alfred. "Dann sind Sie Jude," sprach Rahn, "denn wären Sie Christ, hätten Sie schon längst davon Kenntnis."

"Und ich merkte es bereits, daß Sie absichtlich darüber im Unklaren gehalten werden."

Alfred, dem dieser Schluß einleuchtete, war in eine große Gemütsregung geraten. Es eröffneten sich ihm ganz fremde Ausblicke und in dieser Erregung sprach er zu seinem Lehrer:

"Begreifen Sie nur, in welcher Gemütsverfassung ich mich befinden muß, man nennt mich 'Jude', und ich weiß nicht darum; ich kenne von diesem kaum den Namen und dieser Name wird von allen als Schimpf genommen, ist es denn ein Wunder, wenn ich ihn als solchen betrachte? Lehren Sie mich, was er bedeutet und wenn ich erfahren werde, daß ich das Recht habe, ihn zu achten, dann werde ich es verstehen, auch stolz auf ihn zu sein."

"Das soll geschehen, lieber Freund," sprach freudestrahlend Rahn und fuhr fort: "Denken Sie sich ein Volk, welches vor vierhunderttausend Jahren den Schauplatz der Geschichte betrat und in den Besitz göttlicher Gesetze gelangte, infolge deren es eine hohe Stufe der Gesittung erreichte, später sich eine Heimat gründete, sich

Herrscher einsetzte, welche nach einer gegebenen Verfassung regierten, daß es, so klein es war, aller Angriffe auf seine Selbstständigkeit durch mehr als fünf Jahrhunderte sich erwehrt und endlich von einem übermächtigen Feinde besiegt, aus seinem Lande verjagt, nach kaum 70 Jahren wieder dahin zurückkehrte und von neuem ein Gemeinwesen schuf, welches nach 200 Jahren wieder groß und mächtig dastand. Dieses Gemeinwesen wurde infolge von übermenschlicher Ausbreitung wieder selbständig, seine Bevölkerung an Geist und Bildung alle Nachbarvölker in Schatten stellte, bis es dem römischen Welteroberer zum Opfer fiel. Dieser, gewöhnt zu kommen und zu siegen, mußte mehr als drei Jahre diese tapferen Streiter bekriegen und erst über ihre Leichen betrat er die Hauptstadt des Landes.

Besiegt, verfolgt, zerstreut in der ganzen Welt, verstand es dieses Volk, an seinen geistigen Gütern weiter zu arbeiten, sie bis ins Unendliche zu vermehren und seine Eigenart bis auf unsere Tage zu erhalten. Niemand nahm sich die Mühe, es kennen zu lernen, die widersinnigsten Gerüchte wurden über dieses Volk in Umlauf gebracht — sie wurden sogar geglaubt — und es kam endlich so weit, daß selbst die Angehörigen desselben es nicht kannten und die Gelegenheit nicht suchten, sich zu unterrichten und dieses Volk, lieber Alfred, sind die Juden."

Dieser hörte gespannt auf die Worte seines Lehrers und kaum, daß er endete, sprach er: "Und alles dies erfahre ich erst heute? Das hätte ich schon längst nicht wissen sollen? Ich soll ein Angehöriger einer Gemeinschaft sein, ohne sie zu kennen?" "Sie sind nicht nur" — entgegnete Rahn — "der Angehörige einer Gemeinschaft, sondern auch derjenige einer eigenen Religion, einer Religion, die die Mutter aller jener ist, die an einen Gott glauben."



Unter diesen Gesprächen näherten sich unsere Freunde ihrem Heim und brachen daher dieses Thema ab. Vorher mußte jedoch Rahn seinem Zögling versprechen, ihm weitere Mitteilungen über diesen Gegenstand zu machen, was er auch gerne tat. Zu Hause angelangt, fragte Jakob: „Nun, lieber Alfred, werden Sie das noch als Schimpf betrachten, wenn man Sie ‚Jude‘ nennt?“

„Rein und tausendmal nein,“ antwortete Alfred, „ich werde ebenso kühl bleiben, als Sie es waren.“

\* \* \*

In ihrem Studierzimmer saßen unsere guten Bekannten, Jakob Rahn und sein Zögling Alfred. Sie hatten soeben die Aufgaben für den nächsten Tag beendet. Alfred harrete mit Ungeduld auf diesen Augenblick, und kaum, daß er Bücher und Hefte weglegte, sprach er:

„Herr Rahn, heute werden Sie mir erzählen, was Sie mir unlängst zu erzählen versprochen haben. Ich bin schon sehr neugierig!“

Statt zu antworten, ging Rahn zu seinem bescheidenen Bücherschranke, entnahm demselben ein dickes und, wie man von außen sah, ein sehr abgenütztes Buch, legte es auf den Tisch und sagte:

„Lieber Alfred, dies ist die ‚Bibel‘ (Buch), sie wird kurzweg ‚Buch‘ genannt, weil es eben das ‚Buch der Bücher‘ ist. Jedes Wort, das sie enthält, ist sehr genau geschrieben, keines darf eine Silbe oder einen Buchstaben mehr oder weniger enthalten. Fehlerfrei muß jedes Exemplar sein, und so wird es seit Jahrtausenden, von Geschlecht zu Geschlecht, bis auf unsere Tage erhalten. Es klangen dieselben Worte vor dreitausend Jahren, wie sie auch uns klingen. Dem Volke, welchem dieses Buch ins Eigentum übergeben wurde, war es viele hundert Jahre Alleinbesitz. Es

war ihm ein Tröster in bedrängten Zeiten, und der Gott, der aus diesem Buche spricht, ist sein Erhalter bis nun und für alle Ewigkeit. Im Verlaufe der Zeiten gewann dieses Buch und dessen Inhalt Geltung und Anerkennung bei anderen Völkern und Nationen und heute ist dieser Inhalt, bis auf wenige Ausnahmen, Gemeingut aller Erdbewohner. Die Personen, welche handelnd darin vorkommen, sind selbst Kindern in zarter Jugend wohlbekannt. Die wesentlichen Gesetze desselben haben unter allen Menschen Geltung und Achtung erlangt. Viele Gelehrte, die in das Weisen dieses Buches eindringen wollten, lernten dazuhalf die Sprache, die es spricht, und je mehr sie sich in dasselbe vertieften, desto mehr gewannen sie es lieb und sagten:

„Hätten die Juden uns nichts anderes erhalten als dieses Buch, sie wären es wert, von uns hochgeschätzt zu werden.“

Das sagten Angehörige fremder Völker. Das ‚Volk der Bibel‘, wie es früher genannt wurde, die Juden von heute jedoch kennen es kaum, und Sie, lieber Freund, haben ja keine Ahnung von dem, was es alles enthält. Glauben Sie aber ja nicht, daß Sie in dieser Hinsicht etwa allein sind! Viele seiner Angehörigen wissen, was die Gesetzbücher Griechenlands und Roms enthalten, aber jene, die ihnen zu eigen und so nahe sind, bleiben ihnen ein Geheimnis.“

Alfred, der aufmerksam zuhörte, war durch diesen Vorwurf sichtlich peinlich berührt und als Rahn endete, bemerkte er: „Und wer trägt die Schuld daran, daß es so ist? Mir tut es leid, daß mir die Kenntnis alles dessen mangelt; denn Sie wissen, wie gern ich in der Geschichte lese, sollte ich nicht noch lieber von den Juden lesen? Und so ist es gewiß bei allen meinen Kameraden der Fall.“





# V. תִּלְדִּים וְתִרְחָה.

מִשְׁכָּן (שֶׁבֶן) Wohnung  
עֹמֵד stehen  
פֶּתַח Thür

תּוֹדָה Dank  
יָקָר lieb, teuer  
דָּאגֶה sorgen

וּבְעֶמְדָם לִפְנֵי פֶתַח מִשְׁכָּנָם, פָּנוּ אֶל הַיָּרֵחַ וַיֹּאמְרוּ: תּוֹדָה  
לְךָ, יָרֵחַ יָקָר, כִּי הָאֵירוֹת לָנוּ בְּטוֹכְךָ הַגָּדוֹל. וְהַיָּרֵחַ עָנָה: אֵין דְּבָר,  
יְלָדִי! עָתָה הִחִישׁוּ לָבֹא הַחֲדָרָה, כִּי כָּבֵד דָּאגָה לָכֶם אִמְכֶם.

Die Uebersetzung der hebräischen Aufgabe aus Nr. 22 lautet:

## IV. Die Kinder und der Mond.

Wenn ihr den Weg zu euren Eltern wisset, so will ich euch ein wenig  
leuchten und ihr werdet den Weg finden. Und der Mond tat wie er sagte, ging  
vor ihnen her und beleuchtete ihnen den Weg wie am klaren Tage und die Kinder  
faßten sich und liefen mit aller Kraft ihrer kleinen Füße und fanden den Weg.



## Rätsel.

Im Herbst verhülle ich oft Stadt und Land,  
Verursache Unglück im Hafen und am Meeresstrand.  
Lebe mich jedoch verkehrt, von rückwärts,  
Dann bin ich das Wesentlichste auf der Welt.  
Ohne mich ist alles tot, der Mensch,  
Das Tier, der Vogel und der Wurm im Feld.

Eine Stadt bin ich im Ungarlande,  
Unter gleichem Namen auch ein Fluß;  
Einen Buchstaben nur füge an meinen Fuß,  
Bin ich ein Vogel der kräczend fliehet  
durch die Luft.

In Halle bin ich nicht  
Und auch nicht in der Saale;  
Dagegen findest du mich am Ende  
In Berlin und Wien,  
Doppelt sogar im Inn.

### Geographisches Rätsel.

Im ersten geht uns die Sonne auf,  
Von da beginnt sie ihren Tageslauf  
Das Zweite ist der Beschluß von allem Sein,  
Von allem Leben, ob groß, ob klein;  
Das Ganze ein berühmtes Bad am Meeresstrande,  
Erholung bietend leckt es dich vom Lande.

### Rätsel-Auflösungen aus Nr. 22.

A	B	E	L
B	U	D	E
E	D	E	N
L	E	N	Z

Hand — Schuh — Handschuh.

Garbe — Farbe — Barbe — Narbe.

Der Buchstabe t.

**Die Administration hat alte jüdische Zeitungen abzugeben; sie ver-  
sendet selbe gratis gegen Voreinsendung der Portoanslagen.**



## Lieber Freund!

Ihre gewiß gutgemeinten Ratsschläge in bezug auf die Eintreibung der ganz ungewöhnlich hohen Rückstände bedauern wir nicht befolgen zu können. Wir müssen es vielmehr den Hunderten und Hunderten Lesern und Abonnenten ganz allein überlassen, ob sie mit ihrer nachlässigen Auffassung der Zahlungspflicht der Bezugsgebühr die nunmehr einzige jüdische Jugendzeitschrift bis zur Vernichtung schädigen wollen oder ob sie irgendein Interesse daran finden, daß sie besteht und sich erhält. Doch mit Hilfe von Gericht und Advokaten wollen wir eine jüdische Jugendzeitung nicht erhalten, wie Sie es uns im guten Glauben anraten.

Wir sind folgender, hoffentlich auch der richtigen Ansicht, daß eine jüdische Jugendzeitschrift in jeder jüdischen Familie gelesen werden soll. Ist jedoch diese oder jene Familie nicht in der Lage oder perhorresziert sie von vornherein die Lektüre derselben, so soll sie das ihr zugeschickte Probeheft zurückschicken; es geht um so leichter, als es kostenlos geschieht und unsere Administration in der höflichsten Weise auf diesen Umstand aufmerksam macht.

Wir können und wollen auch niemand zwingen, unsere Zeitschrift zu beziehen und zu abonnieren. Dagegen aber können wir verlangen und mit vollem Recht beanspruchen, daß alle diejenigen, welche die ihnen zugesendeten Nummern behalten, dieselben auch bezahlen, zumal wir außer der vielen Mühe, welche die Herstellung der Zeitschrift erfordert, noch darauf Barauslagen haben, wie

Druck, Papier, Porto und Expeditionskosten. Und da liegt der Schwerpunkt unserer Klage an unsere Defektivität. Es haben seit Beginn des Jahres Tausende jüdischer Familien unsere Zeitschrift zugeschickt bekommen. Viele davon haben trotz aller Mahnung die Zeitschrift weder zurückschickt, noch bezahlt und als wir endlich, des Wartens müde, die öfters avisierte Nachnahme ergehen lassen, kommt sie unhonoriert zurück. Das ist ein recht häßliches Vorgehen und wird nur einer jüdischen Jugendzeitschrift gegenüber geübt. Es schädigt uns jährlich um viele tausend Kronen, die wir dann, um die Kosten des Blattes zu decken, dem kargen Gehalte unseres Herausgebers entnehmen müssen. Das sind unhaltbare Zustände und sind imstande, endlich selbst den höchsten Idealismus zu vernichten.

Wenn die Existenz unserer Zeitschrift nicht in Frage gestellt werden soll, so ist in erster Linie erforderlich, daß die zahlreichen Empfänger derselben ihrer Zahlungspflicht uns gegenüber nachkommen, ohne daß wir unablässig mahnen müssen, ohne einen Erfolg zu verzeichnen.

Das uns von Ihnen, geehrtester Freund, angeratene Mittel werden wir jedoch als jüdische Zeitung den jüdischen Adressaten gegenüber nicht anwenden. Für uns würde es ein Chillul-hašchem bedeuten.

Sonst sind wir Ihnen für Ihre wertvollen Ratsschläge recht dankbar und zeichnen wir mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Die Administration.

## Israelitische Manna.

Westindische Röhrenkassia in exquisiten Schoten, soeben eingetroffen. Diese **köstliche Südfrucht** vertreibt jede Hartleibigkeit, reinigt Säfte auf natürliche Art.

Preis per Schote je nach Grösse 25—30 Heller. Porto extra. Man verlange mit Marke »das macht rötes Blut« vom

**Reformhaus „Natura“ Paulus & Co., Brünn (Mähren).**



Für unsere P. T. Abonnenten in Ungarn, Kroatien und Slawonien haben wir eine Einrichtung getroffen, die ihnen die Möglichkeit schafft, den Betrag, der als Bezugsgebühr zu entrichten ist, durch die ungarische Postsparkassa zu überweisen. Die betreffenden Posterlagscheine sind den an sie abgehenden Heften beigelegt.

## Die Volksvorschaukassa in Prag, Königshofergasse Nr. 12.

### Genossenschaft mit beschränkter Haftung

gewährt Personal-, Eskompt- und Fakturen-Kredit, nimmt Spareinlagen entgegen und verzinst sie mit  $4\frac{1}{2}\%$ . Ist Zählstelle der jübischen Colonialbank in London für Böhmen, deren Aktien daselbst für je 1 Pf. zu haben sind. Die fälligen Coupons dieser Aktien werden daselbst honoriert.

Zentral-Verschleißstelle der Nationalfondsmarken für Böhmen.

\*\*\*\*\* 400.000 K Garantiefond. \*\*\*\*\*

Verkauf von Fosen auf Raten zu den denkbar kulantesten Bedingungen.

## Handelsschule Wertheimer

Kontor zur Erlangung kaufmännischer Praxis.

Prag, Pöhl 6.

- |   |                         |
|---|-------------------------|
| I. Stiege: Direktorat und Sekretariat.                    | } alles im<br>I. Stock. |
| II. Stiege: Herrenschnle und Einjährig-Freiwilligen-Kurs. |                         |
| III. Stiege: Damenschule und Praktikierstube.             |                         |

### XXXVI. Unterrichts-Jahrgang

auf Grundlage von 18jähriger Geschäftspraxis.

Begründer des individuellen Einzelunterrichtes.

— Damenkurse in abgesonderten Räumlichkeiten. —

Kursdauer nur vom eigenen Fleiße des Lernenden allein abhängig.

Eintritt und wirklicher Beginn täglich.

Kostenfreie Stellenvermittlung.

Tausende von Absolventen in guter Stellung, Hunderte von Dankbriefen sind ehrenvolles Zeugnis von gewissenhaftem, auf wirklicher Erfahrung beruhendem Unterricht.

Einjährig-Freiwilligen-Vorbereitungskurs.

## Modernes Kaffee-Spezial-Geschäft

# RUDOLF PORGES

PRAG II., Heinrichsgasse 29, nächst dem Heinrichsturm, empfiehlt seine besten Qualitäten in rohen u. gebrannten Kaffees zu soliden Preisen.

➡ Versand von 5 Kg. Paketen franko nach allen Stationen  
Es wird den Abonnenten von „Jung Juda“ 5% Rabatt gewährt